

Koch, Martina

Christoph Wulf/Birgit Althans/Kathrin Audehm/Constanze Bausch/Michael Göhlich/Stephan Sting/Anja Tervooren/Monika Wagner-Willi/Jörg Zirfas: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen: Leske + Budrich 2001. 387 S., EUR 24,90. [Rezension]

Zeitschrift für Pädagogik 50 (2004) 2, S. 295-298

urn:nbn:de:0111-opus-48945

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ

<http://www.beltz.de>

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Inhaltsverzeichnis

Thementeil: Bildung im Medium beruflicher Arbeit

Felix Rauner/Rainer Bremer

Bildung im Medium beruflicher Arbeitsprozesse.
Die berufspädagogische Entschlüsselung beruflicher Kompetenzen im Konflikt
zwischen bildungstheoretischer Normierung und Praxisaffirmation 149

Rainer Bremer/Bernd Haasler

Analyse der Entwicklung fachlicher Kompetenz und
beruflicher Identität in der beruflichen Erstausbildung 162

Martin Fischer/Peter Röben

Arbeitsprozesswissen im Fokus von individuellem und organisationalem Lernen.
Ergebnisse aus Großbetrieben in vier europäischen Ländern 182

Katharina Maag Merki

Überfachliche Kompetenzen als Ziele beruflicher Bildung
im betrieblichen Alltag 202

Allgemeiner Teil

Tina Hascher/Jürg Baillod/Silke Wehr

Feedback von Schülerinnen und Schülern als Quelle des Lernprozesses
im Praktikum von Lehramtsstudierenden 223

Klaus Beck/Kerstin Parche-Kawik

Das Mäntelchen im Wind? Zur Domänenspezifität moralischen Urteilens 244

Sebastian Manhart/Dirk Rustemeyer

Die Form der Pädagogik. Der Schematismus „Bildung – Hilfe“
als Differenzial pädagogischer Expansion 266

Besprechungen

Margret Kraul

Klaus-Peter Horn/Heidemarie Kemnitz (Hrsg.): Pädagogik Unter den Linden.
Von der Gründung der Berliner Universität im Jahre 1810 bis zum Ende
des 20. Jahrhunderts 286

Rolf G. Göppel

Lutz Wittenberg: Geschichte der Individualpsychologischen Versuchsschule
in Wien. Eine Synthese aus Reformpädagogik und Individualpsychologie 291

Martina Koch

Christoph Wulf/Birgit Althans/Kathrin Audehm/Constanze Bausch/Michael
Göhlich/Stephan Sting/Anja Tervooren/Monika Wagner-Willi/Jörg Zirfas:
Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften 295

Ursula Hoyningen-Süess

Aiga Stapf: Hochbegabte Kinder. Persönlichkeit, Entwicklung, Förderung 298

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 301

hen ist. Wenn man heute die adlerschen Schriften liest, dann erscheinen einem die psychologischen Weisheiten, die darin wie letzte Wahrheiten verkündet werden, manchmal etwas simpel, und man ist bisweilen etwas befremdet über die Selbstverständlichkeit, mit der hier die „richtigen“ und die „falschen“ Weisen der Lebensführung auseinanderrangiert werden, ferner über das moralische Pathos, mit dem diese „Menschenkunde“ daherkommt, und über die Art und Weise, wie Adler die Erziehungsberatungssituation als öffentliches Ereignis inszenierte, bei dem er als allwissender Experte dann stets die Lösung für alle zwischenmenschlichen Probleme bereit hatte.

Aus der Lektüre des vorliegenden Buchs wird jedoch eindrucksvoll deutlich, welches Potenzial an Begeisterungsfähigkeit, Zukunftsoptimismus, bildungspolitischem Veränderungswillen, pädagogischem Idealismus und Engagement durch die adlersche Lehre freigesetzt wurde. Man ist erstaunt, was damals vor diesem Hintergrund möglich war, und hat doch gleichzeitig das sichere Gefühl, dass dies heute so nicht mehr möglich wäre: einerseits deshalb, weil die adlersche Lehre heute kaum mehr in der Lage wäre, jene „Schubkraft“ zu entfalten, andererseits aber auch deshalb, weil die Schüler heute der Art von Gemeinschafts-atmosphäre und dem Stil von pädagogischer Kommunikation, wie sie hier geschildert werden, wohl eher skeptisch gegenüberstehen würden.

Wittenberg hat sich auf die Nachzeichnung der Geschichte der Schule beschränkt. In diesem Sinn handelt es sich bei dieser Arbeit um eine fundierte, auf solider und reichhaltiger Quellenbasis beruhende historische Rekonstruktion. Aus Wittenbergs Darstellung werden seine Nähe zur Individualpsychologie und seine Sympathie für die dargestellte Pädagogik durchaus deutlich. Mit eigenen Bewertungen oder gar mit einer kritischen Diskussion der verschiedenen Aspekte dieses Schul- und Unterrichtskonzepts hält er sich leider gänzlich zurück. Die eigentlich zentrale und spannendste Frage, nämlich die nach der Aktualität des Dargestellten, die Frage danach, „welche Aspekte der individualpsychologischen Schulpädagogik die pädagogische Arbeit der Lehrer von heute befruchten könnten“ (S.

363), wird auf der vorletzten Seite als offene Frage nur angedeutet. Hier ist also reichlich Stoff für weiterführende Auseinandersetzungen gegeben.

Prof. Dr. Rolf Göppel
Päd. Hochschule, Keplerstr. 87,
69120 Heidelberg
E-Mail: Rolf-Goeppel@t-online.de

Christoph Wulf/Birgit Althans/Kathrin Audehm/Constanze Bausch/Michael Göhlich/Stephan Sting/Anja Tervooren/Monika Wagner-Willi/Jörg Zirfas: *Das Soziale als Ritual*. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen: Leske + Budrich 2001. 387 S., EUR 24,90.

Das neunköpfige Autorenteam bearbeitet in sieben Aufsätzen die Frage, wie in den Sozialisationsfeldern „Familie, Schule, Kinderkultur und Medien“ (S. 10) Gemeinschaft entsteht. Die Untersuchungsfelder der fünf qualitativen, „ethnographisch inspirierten“ (S. 11) Teilstudien wurden in der Lebenswelt zehn- bis dreizehnjähriger Kinder abgesteckt, örtlich zumeist auf dem Areal ihrer Grundschule in einem Berliner Innenstadtbezirk. Die teilnehmenden und videogestützten Beobachtungen, problemorientierten Interviews und Gruppendiskussionen wurden zwischen März 1999 und März 2000 durchgeführt. R. Bohnsacks „Dokumentarische Methode“ (1999) unterstützte die Auswertung des reichhaltigen Materials.

Althans eröffnet die Ergebnispräsentation mit einer demographischen und atmosphärischen Führung durch „Die Stadt als performativer Raum“ (S. 19–36), insbesondere durch den gewählten Bezirk mit hohem Ausländeranteil und großer Fluktuation. Im 2. Kapitel verlagern Audehm/Zirfas den Ort des Geschehens in die Essräume von vier Familien mit einem oder zwei Elternteilen und bis zu drei Kindern. Die „Familie als ritueller Lebensraum“ (S. 37–116) wird befragt, was zur Unterscheidung „performativer Stile“ familiärer Integration in typischen Szenen führt. Göhlich/Wagner-Willi beobachten „Rituelle Übergänge im Schulalltag“ (S. 119–202) und ord-

nen diese nach Bühnen: Im rituellen Umgang mit distinkten Arealen der Klassenräume einer 4. und zwei 5. Klassen, ihren Ausstattungsstücken und den Requisiten der ‚Belegschaft‘ vollziehen sich „Transformationen des Sozialen“ (S. 196). Mit Unterrichtsbeginn werden aus den Buddies einzelner Peergroups Schüler oder Kinder, die das zu verzögern wissen. Dann rückt das „GoGo-Spiel“ als Generator fluktuierender Spielgruppen ins Zentrum des 4. Kapitels „Pausenspiele als performative Kinderkultur“ (S. 205–248). Die Spielregel besagt, dass aufgereichte Spielfigürchen umgeschossen werden müssen und dann behalten werden dürfen. Tervooren zeigt, wie Fünft- und Sechstklässler im Medium der Tauschformen Gewinnen, Kaufen, Vorzeigen, Schenken und Stehlen der Spielfiguren ihre Peergroups und Klassenverbände verlassen und sich zu Spiel- und Zuschauergruppen formieren, ohne allerdings ihre geschlechtliche Markierung zu verlieren. Das 5. Kapitel „Rituale Medieninszenierungen in Peergroups“ (S. 249–323) ist Ergebnis einer eigens entwickelten Methode der Videoinszenierung. Bausch/Sting beobachten (per Video) vier Video-Arbeitsgruppen zehn- bis dreizehnjähriger Kinder bei der Inszenierung von Werbe-Spots und Talk-Shows. Spielerisch werden handfeste Realitäten zwischen Anpassungszwang und Widerstand geschmiedet. Bevor Wulf/Zirfas abschließend die „Perspektiven des Performativen“ (S. 339–347) ausbreiten, vollzieht Wulf an der Tanzperformance auf einem Schulfest nach, wie sich „Rituales Handeln als mimetisches Wissen“ (S. 325–338) in die bewegten Körper der Mädchentanzgruppe einschreibt.

Zahlreiche Begriffskoppelungen zwischen den semantischen Feldern *Gemeinschaft – Ritual – Performativität – Mimesis* verweisen immer wieder auf die vierstufige Grundüberzeugung der Forschungsgruppe. Gemeinschaften seien erstens nicht nur als Konglomerate geteilter Wissensbestände zu verstehen; die Gemeinschaft – einer Familie, Peergroup, Klassengruppe oder Schulpopulation – zeichne sich vielmehr als ein „dramatisches Handlungsfeld“ (S. 10) ab. Die Konstitution eines solchen gemeinschaftlichen „Interaktionssystems“ bedürfe zweitens der „Rituale und Ritu-

alisierungen“. Als „symbolische Inszenierung der Differenzbearbeitung“ (S. 339) steckten sie einen Rahmen ab, innerhalb dessen soziale Positionen im Verlauf ihrer (un-)angemessenen Aufführung gewonnen, bestätigt, verschoben und verloren werden. Drittens sei das Prozedere der Gemeinschaftsbildung zentral: Gemeinschaft ist nicht ‚da‘, sondern wird interaktiv generiert; mit dieser Annahme verpflichten sich die Forscherinnen und Forscher darauf, die vergemeinschaftende Wirkung ritualisierten Handelns weniger in dessen symbolischem Gehalt zu suchen, als vielmehr im „performativen“, d.h. Welt erzeugenden Charakter des Handlungsmusters zu sehen. Diese würden, viertens, durch mimetische Anverwandlung der Handlungsfiguren inkorporiert. – Die einzelnen Kapitel beginnen jeweils mit einer thesenhaften Präzisierung der genannten Zusammenhänge und entfalten sich dann entlang der Logik einer, wie es in den Texten heißt, Darstellung, Beleuchtung bzw. Veranschaulichung und Plausibilisierung der Thesen. Was im Einzelnen unter „performativer Pragmatik“ (S. 80), „ritueller Performativität“ (S. 339), einer „sekundären Ritualisierung“ (S. 255) oder „Bewegungsgemeinschaft“ (S. 234), dem Performieren einer asymmetrischen Struktur (vgl. S. 198) und der „mimetischen Krise“ (S. 310) verstanden werden darf, ergibt sich aus den – zum Teil konkurrierenden – theoretischen Bezugssystemen der Autorentams. Audehm/Zirfas entwickeln ihren Performativitäts-, Ritual- und Gemeinschaftsbegriff vor allem sozialwissenschaftlich in Auseinandersetzung mit J. L. Austin, P. Bourdieu, A. v. Gennep, K. Mannheim und V. Turner, um ihren Fokus dann u.a. mit T. S. Eberle und U. Oevermann konversationsanalytisch einzustellen. Göhlich/Wagner-Willi setzen die „kulturellen Performances“ (S. 120) auf der Schwelle zum Unterricht mit – ebenfalls z.T. schwer vermittelbaren – Theoretikern wie G. Bateson, C. Geertz, E. Goffman, V. Turner, F. Wellendorf und N. Luhmann stärker ethnographisch und institutionstheoretisch ins Bild. Tervooren hingegen verortet ihre Pausenspielstudie im Feld empirischer Sozialforschung über (schulische) Kinderkultur und Geschlecht, wobei J. Butler als Gewährsfrau besonders hervorgehoben wird. Wahrlich ausgreifend ist das theo-

retische Koordinatensystem der Medienstudie von Bausch/Sting, die ihre Materialauslegung kulturhistorisch, gesellschaftsanalytisch, sozialisierungstheoretisch und bildungstheoretisch, vor allem aber medienwissenschaftlich verankern: von F.D.E. Schleiermacher über N. Elias, M. Foucault und P. Bourdieu bis zu B. Hurrelmann und L. Mikos. Im Unterschied dazu vertraut Wulf ganz auf die Überzeugungskraft seiner „mimetischen“ (S. 335) Annäherung an die mimetische Tanzperformance.

Angesichts des dezidierten Vorverständnisses der Forschungsgruppe erstaunt ihr einleitendes Bekenntnis zur methodologischen Inspirationsquelle „Grounded Theory“ (S. 15). Vorübergehend keimt bei der Lektüre gar der Verdacht, dass zwischen der Einleitung, die ein ganzes Geflecht an Theoriebezügen und Methoden ankündigt, und dem fast referenzlosen Abschlusskapitel ein ‚Theorie-Grounding‘ stattfindet. Die Stärken des Buches zeigen sich jedoch, wenn man dem aufgeschlossenen Umgang der Forscherinnen und Forscher mit den detailfreudigen, oft komischen, manchmal auch beklemmenden Untersuchungsdaten folgt. Methodenbewusst werden die Schwierigkeiten der Materialaufbereitung benannt oder in der eigenen Darstellung inszeniert. So verblüfft die doppelte Beschreibung einzelner GoGo-Spielszenen: Schon leichte Veränderungen in Wortwahl und Aufbau der beiden Beschreibungen des Sachverhalts lassen unterschiedlich gefärbte Bilder derselben Szene entstehen.

Die erwähnten Theoriereferenzen erzeugen bei der Analyse der Phänomene und der Begründung der Befunde jedoch auch unbeabsichtigte Verfremdungseffekte. Die Rekurse auf die kulturhistorische Bedeutung des Brotes, mythologische Bedeutungstiefen der Farbe Weiß oder die Genealogie von Wandspiegeln schwanken m.E. zwischen kreativem Höhenflug, rekonstruktivem Scharfsinn und Verdinglichung der performativen Stile, die in den Familien gepflegt werden. Gleichwohl gelingt der Plausibilitätserweis, dass die scheinbar unmotivierten Themenwechsel, Kabbeleien und gezielten Regelverstöße beim Schulbrot-schmierem das praktische Geschick der beobachteten dreizehnjährigen Zwillinge anzeigen. Ihre Mutter könnte davon lernen, wie man

akute Konfliktlagen entschärft. Am anderen Ende der Skala kann das ebenso beiläufige Zusammenspiel einer Video-Gruppe ausgemacht werden. Die Mitglieder verstehen es, ganz ohne Absprache ein ‚schwarzes Schaf‘ auszumachen und sukzessiv auszugrenzen (vgl. S. 316). Auch bei diesem Akt der Gruppenstärkung bleibt offen, ob das „Grundproblem von Geselligkeit in pluralen, differenzierten Gesellschaften“ (S. 316) zum Ausdruck kommt, Zugehörigkeit nicht mehr über Herkunft regeln zu können, aber weiterhin Privilegien schützen zu müssen. Dennoch machen die ‚bildgebenden‘ Interpretationen die soziale Durchschlagskraft plastisch, die dem Handlungswissen zukommt. Mangelnde Stilsicherheit lässt sich selbst mit Eloquenz nicht immer wettmachen, wie das schöne Beispiel eines kleinen Jungen zeigt: Er bekommt erst dann die wortlose Mitspielerlaubnis einer GoGo-Spielgruppe erteilt, als er davon ablässt zu beteuern: „Ich spiel auch mit!“ (S. 232), und stattdessen im rechten Moment in die Verhaltensmuster der Kindergruppe einsteigt.

Szene für Szene entsteht ein Panorama kleiner Gemeinschaften, die von leibhaften Attraktoren zusammengehalten und vom Stildiktat regiert werden. „Angemessene“ Verhaltensweisen (etwa S. 259, 306, 312) stellen weit mehr als wünschenswerte ‚Soft-Skills‘ dar. Die „Konnektivität des Geschmacks“ (S. 65) avanciert vielmehr zum harten Kern eines Gemeinschaftslebens, das seine „verbindend-verbindlichen“ Normen buchstäblich im „nachvollziehbaren“ Handeln konsolidiert (S. 322). Dass dennoch kein klaustrophobisches Sittenbild entsteht, ist den Brüchen zwischen den Teilstudien zu verdanken. Die Studien konvergieren zwar in der Einschätzung, dass dem Kriterium der „Richtigkeit“ (S. 67) im Gemeinschaftsraum zentrale Bedeutung zukommt. Je nach Gegenstand, theoretischem Ansatz und methodischer Ausrichtung geraten aber unterschiedliche Anerkennungsprozesse in den Blick. In den Video-Gruppen erweist sich guter Geschmack vor allem in der „mimetischen Passung“ (S. 318) einer Handlungsfigur mit seinem medialen Modell. Der Verlauf einiger Frühstücksgespräche deutet demgegenüber darauf hin, dass dort geltende Familienregeln unter die Rubrik potenzieller

Verhandlungsgegenstände fallen, die im Zweifelsfall argumentativ zu vertreten sind.

Das Buch täuscht nicht darüber hinweg, dass seine Studien nur eine bestimmte Dimension des Soziallebens abdecken: die mimetisch einverlebte, performative Charakteristik gemeinschaftsbildender Rituale. Dementsprechend kommt manches nicht in den Blick: Rituale kollektiver Vereinzlung, Vergemeinschaftungseffekte singulärer Ereignisse oder ökonomische Fakten, die ohne ihre Bestätigung im gelebten Ritual den Sozialkörper einschüren. Die strenge Konzentration auf das „Wie“ der Gemeinschaftsbildung hält allerdings auch den eigenen Forschungsgegenstand ‚labil‘ – mit Göhlich/Wagner-Willi gesprochen: Ob mit dem „sich hin- und herschiebenden Geknäuel“ unter der Klassenzimmertür bereits „eine Gemeinschaft der Lehrerin mit den Schülern ihrer Klasse entsteht, lässt sich nicht eindeutig entscheiden“ (S. 142). Auch das beliebte „Am-Tisch-Stehen und Klönen“ (S. 157) vor Eintritt der Lehrperson lässt offen, „ob solche Interaktionen angesichts ihrer alltäglichen Wiederholung als Ritualisierungen bezeichnet werden können“ (S. 158). Die Klärungsansätze bleiben aufgrund der Vorentscheidung, die „Was“-Frage zu suspendieren, begrenzt. So verstetigt sich beim Lesen der Eindruck, nicht scharf stellen zu können, was man (Interessantes) liest. Das Forschungsteam verweist auf den Vorteil, die Handlungsprozesse nicht vorschnell mit Definitionen zu zementieren (vgl. etwa S. 208). Zweifelsohne erfüllt die mehrteilige Fallstudie ihren Zweck darin, einen wenig erforschten Bereich des Sozialen im besten Sinne fragwürdig zu machen. Das gelingt, gerade weil sich die Teilstudien nicht zu dem eingangs in Aussicht gestellten „mehrdimensionalen performativen Ritualbegriff“ (S. 11) zusammenfügen.

PD Dr. Martina Koch
Hamburger Str. 211, 23848 Bad Oldesloe
E-Mail: tinkoch@aol.com

Aiga Stapf: *Hochbegabte Kinder. Persönlichkeit – Entwicklung – Förderung.* München: Beck 2003. 272 S., EUR 16,90.

Ein eigenständiger Beitrag zur Hochbegabungsforschung ist das vorliegende Buch nicht. Die Autorin, Psychologin und langjährige Expertin auf dem komplexen Gebiet der Hochbegabungs- und Hochbegabtenforschung, legt auch keinen Beitrag zu der nach wie vor offenen Frage vor, was genau unter einer hohen Begabung zu verstehen ist. Und auch zur Begabungsförderung oder zur Methodik und Didaktik des Unterrichts für hochbegabte Kinder und Jugendliche wird kein entscheidender Beitrag geleistet. Vielmehr ist das Buch eine knapp gehaltene Einführung in die gegenwärtige Forschungslage zum Thema. Damit legt die Autorin einen gut lesbaren Überblick vor, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf der Diskussion kritischer Punkte der Persönlichkeitsentwicklung hochbegabter Kinder und Jugendlicher gelegt und für einen erhöhten Beratungsbedarf bei hoher Begabung plädiert wird. Das Buch richtet sich dementsprechend an Eltern, Lehrkräfte und insbesondere auch an Schulbehörden, die – je nachdem – von diesem Buch Vorschläge im Umgang mit hochbegabten Kindern und Jugendlichen und ihren Eltern erwarten dürfen und in diesem Buch Anregungen zu möglichen und nötigen Veränderungen der Lebenssituation dieser Kinder erhalten.

Die Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses verspricht die ganze Bandbreite der aktuellen Diskussion. Die Autorin nimmt Bezug auf Ergebnisse aus anderweitigen laufenden Forschungsprojekten und konfrontiert diese geschickt mit Einsichten aus ihrer langjährigen Erfahrung in der Arbeitsgruppe ‚Begabungs- und Persönlichkeitsentwicklung‘. In einem kurzen historischen Abriss im 1. Kapitel („Was heißt hochbegabt?“) macht sie u.a. darauf aufmerksam, dass der Begriff ‚Hochbegabung‘ grundsätzlich schon in der Antike zur Kennzeichnung derjenigen Menschen verwendet wurde, denen eine besondere Denkkraft inwohnte. Dann expliziert sie kurz die klare Bestimmung, die der Begriff zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei William Stern erfahren hat, nämlich als ‚höchste Ausprägung der Intelli-